

*Von Di Morrissey sind bereits folgende Titel in der Verlagsgruppe Droemer Knaur erschienen:*

Die Blüten der Wüste  
Das Land der goldenen Tempel  
Im Land der glühenden Sonne  
Das Leuchten der Orchideen  
Im Licht der roten Erde  
Späte Heimkehr  
Der Duft der Mondblume  
Im Tal der roten Zedern  
Die Korallentaucherin  
Tränen des Mondes  
Das Dornenhaus  
Die Perlenzüchterin

*Über die Autorin:*

Di Morrissey ist die erfolgreichste Autorin Australiens. Als Journalistin arbeitete sie für Frauenmagazine, Radio und Fernsehen, schrieb Drehbücher und Theaterstücke und wirkte an zahlreichen TV-Produktionen mit. Sie lebt heute auf einer Farm in Byron Bay, New South Wales.

Di Morrissey

Der Gesang  
des Wasserfalls

ROMAN

Ins Deutsche übertragen  
von Susanne Aeckerle

KNAUR 

Die australische Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel  
»When the Singing Stops« bei Pan Macmillan, Sydney.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**www.knaur.de**

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind  
nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels  
»Der Gesang des Wasserfalls« an: [frauen@droemer-knaur.de](mailto:frauen@droemer-knaur.de)



Vollständige Taschenbuchausgabe Januar 2016  
Knaur Taschenbuch

© 1997 by Di Morrissey

© 1997 der deutschsprachigen Ausgabe  
Schneekluth Verlag GmbH, München

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: Gisela Kullowatz

Coverabbildung: Getty Images, Robert Cundy, Kevin Schafer,  
Wil Meinderts; Buiten-beeld; Minden Pictures; FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-50791-9

2 4 5 3 1

*Wenn die Frösche nicht mehr singen,  
wird der Planet sterben ...*



# Prolog

Guyana, Südamerika, 1979

Der Kameramann schaute aus dem ovalen Fenster auf die treibenden Nebelschwaden unter dem Islander-Flugzeug. Zwischen den Wolken eröffnete sich ein fast beängstigender Blick auf den dichten, schier endlosen Urwald, der in allen Richtungen Berge und Täler bedeckte. Eine halbe Stunde nach dem Start waren die Gespräche in der kleinen Maschine verstummt. Es war zu anstrengend, sich über das Dröhnen der beiden Motoren hinweg zu unterhalten, und so blieben die vier Passagiere ihren Gedanken überlassen. »Brokkoli«, dachte Venti schließlich. Der Kameramann hatte seit zehn Minuten nach einem Wort gesucht, das diesen sich bis ins Unendliche erstreckenden Dschungelbaldachin beschreiben würde. »Ja, das ist es, so eng zusammengedrängt wie die Rosetten einer frischen Brokkolistaude. Wenn wir hier abstürzen, wird man uns in hundert Jahren nicht finden.«

Ähnliche Gedanken gingen auch den beiden anderen Passagieren durch den Kopf. Nur der vierte, Sir Gavin Rutherford, Naturwissenschaftler von der Universität Bristol, vom Akademiker zur Fernsehberühmtheit aufgestiegen, wirkte unbeeindruckt. Er lehnte sich zurück, strich über seinen silbergrauen Schnurrbart und schloss entspannt und zuver-

sichtlich die Augen. Edwina, die Produzentin, lenkte sich durch das Blättern in einer zerfledderten Zeitschrift ab. Während der zwei Jahre, die sie nun schon mit dem Team von Planet Erde unterwegs war, hatte sie einige haarsträubende Reisen mitgemacht, um an die verschiedensten Drehorte zu gelangen, von der Mojave-Wüste bis zu den Galapagos-Inseln, vom indischen Subkontinent bis nach Surrey. Und jetzt Guyana.

Was als von dem angesehenen Sir Gavin kommentierte Lehrfilmreihe über das Tier- und Pflanzenreich dieser Erde begonnen hatte, hatte sich zur Überraschung aller BBC-Leute in einen unerwarteten Einschaltquoten-Renner verwandelt. Sir Gavins Begeisterung und sein profundes Wissen hatten ihn, verbunden mit einem Schuss liebenswürdigen Charmes, von einem Kommentator aus dem Off mit nur kurzen Auftritten am Anfang und Ende der Sendung mehr und mehr zu einem voll integrierten Entdecker werden lassen, der in fast jeder Szene zu sehen war.

Die Zuschauer sahen ihn hinter Elefanten herschleichen, aus einem Baumversteck Löwen beim Beuteschlagen beobachten, in einem schwankenden Schlauchboot nahe an einen kalbenden Wal heranfahren, einen Ast hochheben, um eine schimmernde Schlange freizulegen, oder unter seinem zum Markenzeichen gewordenen Safarihut hervorblinzeln und einer Venusfliegenfalle beim Einfangen eines Insekts zuschauen. Und die in atemloser Erregung über das Beobachtete leise eingestreuten Erklärungen wirkten atemberaubend und fesselnd auf die Zuschauer, die seine Abenteuer in der Geborgenheit ihres Wohnzimmers miterlebten.

Der Toningenieur, genannt Hase, als Kurzform für Hasenohr oder, weniger freundlich, schwerhöriges Hasenohr, weil er nur zuhörte, wenn er seine gepolsterten Kopfhörer

übergestülpt hatte, versuchte, die Beine auszustrecken, und fragte sich, ob der Pilot möglicherweise irgendwelche Gepäckstücke auf sein Richtmikrofon hatte fallen lassen. Es hatte ihm gar nicht gepasst, wie achtlos ihre Ausrüstung in den Frachtraum des Flugzeugs geworfen worden war. Das beiläufige Wiegen von Passagieren und Fracht war sehr nachlässig geschehen, und er hoffte nur, dass der Pilot beim Navigieren und Landen mehr Sorgfalt zeigen würde als bei den Flugvorbereitungen. An die Wartung des Flugzeugs wollte er gar nicht erst denken.

Die ganze Expedition kam ihm für nur zwei kurze Einstellungen mit dem Kommentator im Bild reichlich übertrieben vor. Die Szene, in der Sir Gavin in einem Einbaum durch einen schwimmenden Teppich von Victoria-Regina-Seerosen paddelte, war bequemerweise im Botanischen Garten von Georgetown aufgenommen worden, und jetzt dieser verdammte Treck zu irgendeinem Wasserfall, um einen Frosch zu finden. Hoffentlich befand sich dieser Frosch nicht zu nahe beim Wasserfall, sonst würde Sir Gavins Gequatsche völlig übertönt werden.

Neben ihm schaute der Kameramann immer noch auf den Dschungel hinab, durch den sich jetzt in braunen Schlingen ein breiter, sehr viel Wasser führender Fluss wand. Die weißen Flecken im Fluss deutete er als Stromschnellen. Hier und da gab es Anzeichen dafür, dass Goldsucher ganze Teile der Uferböschung abgetragen und ausgewaschen und so dem kaffeebraunen Wasser noch mehr Schlamm hinzugefügt hatten. An manchen Stellen hatten sich Holzfällerlager in das jungfräuliche Grün hineingeschlagen, mit Trassen für die Fahrzeuge, ein paar blauen Plastikplanen über dem Lager und großen, kahlen, orangefarbenen Einschlagstellen, auf denen die gefälltten Bäume wie Streichhölzer durcheinanderlagen. Aber



das waren alles nur kümmerliche kleine Eindrücke in der Unendlichkeit des Urwaldes.

Trotz seines Zynismus und seiner abgeklärten Haltung war Ventis visuelle Vorstellungskraft immer noch frisch, und er sah im Kopf diverse Kameraeinstellungen vor sich, während die grünen Wände vor ihnen aufragten, ab und zu wurde das Blätterdach von einer Explosion rosafarbener oder gelbroter Blüten durchbrochen. Sie näherten sich ihrem Ziel, aber diese feuchte Wolkendecke machte ihm Sorgen. Sie hatten nicht geplant, hier oben ein Lager aufzuschlagen und abzuwarten, bis der Himmel sich aufklärte. Das Flugzeug würde nur eine Stunde auf sie warten und dann nach Georgetown zurückfliegen. Mit dem Licht würde es wohl auch Probleme geben. Wasser, blendende Sonne, Feuchtigkeit und Wolken. »Na bravo. Ganz toll«, grummelte er vor sich hin. Wie zum Teufel fanden sie überhaupt solche Wasserfälle, und welche Idioten stürmten dann los, um sich so was wie das da unten anzusehen?

Er blickte hinüber zu Sir Gavin, der im Schlaf kleine Schnieflaute von sich gab. Idioten wie der. Armer alter Kerl, hatte stets das Gefühl, mindestens hundert Jahre zu spät geboren zu sein. Dieses späte Aufblühen seiner Abenteuerlust war Balsam für lebenslange Frustrationen und hatte ihm darüber hinaus auch noch den Adelstitel eingebracht.

Edwina, die auf der anderen Seite aus dem Flugzeugfenster schaute, stieß plötzlich einen leisen Schrei aus und winkte Venti aufgeregt zu sich.

»Großer Gott! Schau! Die Wasserfälle!«

Der Pilot ging in eine Kurve und flog durch einen Dunstschleier, der wie Rauch vom felsigen Grund des Steilhangs aufstieg, die Schlucht hinauf. Das Flugzeug flog direkt auf den majestätischen Wasservorhang zu, der sich aus dem brei-

ten Fluss namens Potaro ergoss und über den Rand der Schlucht hinabdonnerte. Dampfender, cremiger Schaum stürzte hinab in die Tiefe, zweihundertsechszwanzig Meter tief rauschten Guyanas prächtige Kaieteurfälle in den rötlich braunen Potaro.

Alle staunten mit offenem Mund über die gewaltige Schönheit dieses aus dem Nichts aufgetauchten Schauspiels, während das kleine Flugzeug höher stieg, über den Rand des Wasserfalls hinauf, und wieder in den Wolken verschwand. Ventifluchte, weil er die Kamera nicht parat hatte. Er hatte geplant, die Fälle beim Abflug zu filmen. Ein Fehler, dachte er trübsinnig. Es war nicht gerade einer der besten Tage des australischen Kameramannes. Zu viel Rum am Abend zuvor.

Sie landeten wenige Minuten später und holperten über die zwischen nassen Grasbüscheln verlaufende rote Lehmplatte.

Die erste Einstellung drehten sie mit einer Aussicht auf die Wasserfälle im Hintergrund. In ernstem und bewunderungsvollem Ton sprach Sir Gavin den »tapferen und hartnäckigen Pflanzensoldaten, die sich ihren Weg über diesen kargen Sandsteinabhang nach oben erkämpften, sich in haarfeinen Spalten festklammerten, ein Basislager errichteten und, genährt vom Sprühwasser der Fälle und dem sich um ihre Wurzeln bildenden Humus, keimten«, seine Hochachtung aus.

An dieser Stelle würden sie Nahaufnahmen von zarten Flechten, Moosen, Orchideen und Farnen einblenden, die an den seitlichen Abhängen des Wasserfalles wuchsen.

»Jahrhundertlang ohne Störung von außen, konnten sich in diesem Mini-Ökosystem Pflanzen, die wir als selten und kostbar betrachten, zu gutartigen Monstern entwickeln.«

Nun richtete sich Sir Gavin aus seiner hockenden Stellung auf, so dass die Fälle über seine Schulter hinweg zu sehen wa-

ren, und wies Edwina an, sich zu notieren, dass man noch »eine Aufnahme der riesigen Bromelie, die dort hinten am Pfad wächst«, machen müsse. Zu dem Piloten gewandt, der ihnen als Führer diene, bellte Sir Gavin: »Also dann, Mr. McPhee, auf zu den Fällen.«

Venti und Hase bildeten die Nachhut der Gruppe und stapften ihnen, beladen mit ihrer schweren Ausrüstung, in der dampfigen Feuchtigkeit keuchend und schwitzend hinterher. Sie blieben stehen, als der Pilot sie darauf hinwies, dass beim Gehen über die schlüpfrigen, tropfenden, mit Flechten bewachsenen Steine am Rand der Fälle Vorsicht geboten sei. Die Fälle waren nicht zu sehen, aber sie hörten das nahe Tosen des Wassers, und der Sprühnebel erfrischte sie, während sie sich vorsichtig ihren Weg durch das Laubwerk bahnten.

Venti stellte sein Stativ ab und trank von dem lauwarmen Wasser aus der ehemaligen Rumflasche, die der Pilot Gibson McPhee herumreichte.

Plötzlich kamen sie aus dem Gebüsch heraus und traten auf die nackten Felsen direkt oberhalb der majestätischen Wasserfälle. »Atemberaubend, was?«, rief Edwina Venti zu, der das Stativ aufbaute und überlegte, wie er am besten den feinen Sprühnebel von seinem Arriflex-Objektiv fernhielt.

Er sah auf und hob die Augenbrauen. »Wäre noch aufregender nach 'nem kleinen Regenschauer.«

Edwina lachte. Ihr gefiel Ventis Humor, sehr australisch, dachte sie.

Der Pilot sah amüsiert zu, wie sich Sir Gavin langsam zum Rand der Fälle vortastete, wo der Fluss in den Abgrund stürzte.

Hase befestigte ein kleines Mikrofon an Sir Gavins Hemd und ging zu seinen Geräten zurück, um den Geräuschpegel

zu messen. Dabei meinte er zu Venti: »Kannst du dir das hier in Amerika vorstellen? Da gäb's überall Absperrungen, Hot-Dog-Stände, Souvenirbuden, Schlüsselanhänger, Teelöffel und den ganzen Kram.«

Venti lächelte. »Das wird noch dauern, bis es hier vor Flitterwöchtern genauso wimmelt wie an den Niagarafällen. Die hier sind fünfmal so hoch wie die Niagaras, weißt du.«

»Ich frage mich, ob die Touristen überhaupt wissen, dass es das hier gibt.«

»Komm in zwanzig Jahren wieder, irgendwann in den Neunzigern, dann wird's hier zugehen wie auf dem Rummelplatz.«

Edwina mischte sich ein. »Bitte, Jungs, wir haben keine Zeit für Touristengeschwätz. Wir müssen weitermachen. Mr. McPhee hat Bedenken wegen der Wolken, wenn du noch Aufnahmen beim Abflug machen willst.« Sie formte ihre Hände vor ihrem Mund zu einem Trichter und rief: »Noch eine Einstellung bitte, Sir Gavin.«

»Geh und kämm ihm das Haar oder sag ihm, er soll seinen Hut aufsetzen«, sagte Venti, während er durch sein Objektiv schaute.

»Ich denk nicht dran, näher an den Rand zu gehen. Du weißt, ich hab's nicht mit großen Höhen und steilen Abhängen. Außerdem ist es ihm völlig egal, wie er aussieht, wenn er im Bild ist, das weißt du.«

Die feuchten Flecken auf seinem Hemd, das zerzauste silbergraue Haar, das nasse, glänzende Gesicht – all das würde Sir Gavin nichts ausmachen. Er meinte, so was trüge nur zu seiner Glaubwürdigkeit bei. War er nicht vor der Kamera, legte er jedoch großen Wert auf ein gepflegtes Äußeres.

»Action!«

Mit einer ausholenden Geste deutete Sir Gavin von den

Fällen hinter ihm auf ein Büschel kleiner, glänzend grüner Bromelien am Felsrand.

»Um die seltenen Schätze unserer Welt zu entdecken, muss man an Orte wie diesen reisen ... zum obersten Rand der Kaieteurfälle in Guyana. Dort findet man den seltensten Frosch der Welt. *Colostethus beebei*. Den Goldfrosch. Sie leben hier und nur hier, in diesen vom Sprühwasser dieser gewaltigen Fälle ständig feucht gehaltenen Bromelien ...«

»Schnitt«, rief Edwina. »Sir Gavin! Wie sollen wir hier eine Aufnahme von einem Goldfrosch einblenden? Wo sollen wir den finden? Wir haben nicht mehr viel Zeit.«

Sir Gavin strahlte. »Kommen Sie, und sehen Sie selbst.«

Die Crew versammelte sich um ihn und schaute hinunter in die wachsartigen, feuchten Blätter. Das, was ihnen da entgegenblinkte, war ein winziger Frosch.

»Gott, ist der schön. Als wäre er aus Gold. Mit Diamanten als Augen!«, staunte Edwina.

»Der grüne Frosch, der sich im Abflussrohr meiner Mutter rumtrieb, ist ganz schön armselig dagegen«, meinte Venti.

Der Pilot lachte leise in sich hinein. »Der hier ist ein vollendetes lebendes Symbol für diesen Teil der Welt. Hier soll es haufenweise Gold und Diamanten geben.«

Venti stellte die Kamera auf das Innere der Pflanze ein und empfand dieses besondere Gefühl, das ihn überkam, wenn er eine perfekte Aufnahme vor dem Objektiv hatte. Der kleine flache Frosch, der nicht größer war als Edwinas Daumen, hockte bewegungslos da, und seine Haut schimmerte, als sei sie vergoldet.

»Nicht mal Tiffany's könnte es besser machen als Mutter Natur, was?«, grinste Sir Gavin mit großer Befriedigung. Er war stets beglückt, wenn die Natur den Sieg davontrug.

Auf dem Rückweg vom Ogle-Flughafen zum Pessaro Ho-

tel gähnte Sir Gavin einige Male. Der strahlende Abenteurer hatte sich in einen müden und leicht gelangweilten Aristokraten zurückverwandelt. »Edwina, seien Sie so gut, und bringen Sie den Hoteldirektor dazu, einen anständigen Wein zum Essen aufzutreiben. Sagen Sie ihm, er soll, wenn nötig, den britischen Hochkommissar unter Druck setzen. Noch so einen scheußlichen Rumpunsch ertrage ich nicht.«

»Ein Land ohne Wein und Kartoffeln«, sinnierte Venti.

»Aber mit Goldfröschen und Diamanten«, erwiderte Edwina lächelnd.

Sir Gavin hatte das Interesse an der Natur verloren. »Ein vollmundiger Claret wäre ausgezeichnet. Würde helfen, das grauensvolle Essen herunterzubringen.«



# *Erstes Kapitel*

Sydney, Australien, März 1996

*E*s war einer dieser verführerischen Herbsttage von Sydney. Die schier unerträgliche, lang andauernde Hitze des Sommers war einem Wetter gewichen, das besser auszuhalten war. Angenehm wie ein Paar bequeme Schuhe. Ein schöner, sonniger Tag mit einem leichten Nordostwind, der die Segelboote gemütlich, aber zielstrebig über das glitzernde Wasser des Hafens vor sich hertrieb. Das Dach des Opernhauses schimmerte strahlend weiß, und auf den Straßen blieben die Leute stehen und genossen den Augenblick, bevor sie in den Wolkenkratzern der Innenstadt verschwanden.

Auch Matthew Wright blieb stehen und hob das Gesicht zum klaren, blauen Himmel. Der Tag entsprach seiner Stimmung – überschäumend –, während das hoch aufragende Gebäude, das er gleich betreten würde, seine Karriere widerspiegelte. Matthew war ein aufstrebender junger Mann. Mit neunundzwanzig arbeitete er bereits als erfolgreicher Marketingchef einer australischen Management- und Beratungsgesellschaft für die Bergbauindustrie, was ihm Selbstvertrauen und ein sicheres Auftreten gab. Frauen fühlten sich von diesem stets zum Lächeln bereiten, gutgelaunten, bestens aussehenden Mann angezogen. Seine rasche Auffassungsgabe für die ständigen Neuerungen in seiner Branche, seine Anpas-



sungsfähigkeit und Kreativität hatten seine Vorgesetzten auf ihn aufmerksam gemacht. Das war ein junger Mann, den man im Auge behalten musste. Egal, wohin ihn seine internationalen Reisen auch führten, man sah in ihm stets diese ganz besondere Sorte Australier mit dem offenen, ehrlichen, sonnengebräunten Gesicht, wenn ihn auch seine Schwester dauernd ermahnte, seine Haut vor den gefährlichen UV-Strahlen zu schützen. Er hatte haselnussbraune Augen, hellbraunes Haar und war als ehemaliger Wettkampf- und Rettungsschwimmer immer noch schlank und fit. Jetzt schwamm er eigentlich nur noch, um in Form zu bleiben. Er glättete seine Krawatte und rückte, ohne dass es nötig war, sein Jackett zurecht. Dann ging er mit federnden Schritten auf die Drehtür des Wolkenkratzers in der Nähe des Circular Quay zu, in dem das hiesige Büro der AusGeo Mining Consultants untergebracht war.

Als er im 36. Stock aus dem Aufzug trat, erwiderte er das Lächeln des Mädchens an der Rezeption, das sich an einer hohen Vase mit Gladiolen zu schaffen machte. Hinter ihr hing ein großes Aborigine-Gemälde von Josephine Nugurri, einer schon älteren Künstlerin aus Utopia. Die Firma hatte eine Reihe von Aufträgen im Northern Territory durchgeführt. Das Gemälde aus der berühmten Künstlerkolonie in der Wüste war zu einer vielbeachteten Attraktion im Empfangsbereich geworden.

Im Vorbeigehen klopfte Matthew leicht auf den Tisch. »Der Schrein der großen Stammesmütter, was? Nugurri und Dame Edna Everage. Wie schön, dass Gladiolen wieder als Symbole der Eleganz in Mode sind.« Er lächelte in sich hinein bei dem Gedanken an die von dem australischen Komiker Barry Humphries geschaffene Gestalt der »Durchschnittsfrau«, durch die die Gladiolen, die sie während ihrer Bühnen-

monologe ins Publikum warf, zum Sinnbild der Matrone mittleren Alters geworden waren. Matthew ging weiter den Flur entlang, in dem gerahmte Farbfotos von Bauxit-, Kohlen-, Eisenerz- und Goldminen neben Aufnahmen von Schmelzöfen und anderen Verhüttungseinrichtungen an den Wänden hingen. AusGeo war an keinem der abgebildeten Unternehmen finanziell beteiligt. Die Fotos waren vielmehr ein beeindruckender Beweis für den Rekord der Gesellschaft, sich weltweit Beratungsverträge zu sichern und als Vermittler zu fungieren.

Während des Wirtschaftsbooms der achtziger Jahre hatte sich AusGeo von einer kleinen Firma, die hauptsächlich in Australien tätig war, zu einem international anerkannten Unternehmen gemausert, das darauf spezialisiert war, Bergbauunternehmen zu sanieren, die durch raffgierige Investoren, un stabile Regierungen oder schlichte Unfähigkeit des Managements in größere Schwierigkeiten geraten waren.

In seinem Büro, das, typisch für AusGeo, in mattem Edelstahl und schwarzem Leder gehalten war, stellte Matthew seinen Aktenkoffer schwingvoll auf den Schreibtisch und sah rasch die Unterlagen und Nachrichten durch, die seine persönliche Assistentin ordentlich aufgestapelt hatte, darunter auch eine Notiz über einen Anruf seiner Schwester Madison. Er stand mit dem Rücken zu dem glitzernden Hafenbecken viele Meter unter dem deckenhohen Fenster und überflog seinen Terminkalender. Dann rief er, ohne das Jackett auszuziehen, denn fünfzehn Minuten später musste er zu einer Sitzung der Firmenleitung, seine Schwester in dem Fünf-Sterne-Hotel an, in dem sie arbeitete. Als er schließlich die Werbeabteilung erreichte, wurde ihm gesagt, dass der Abschluss seiner Schwester belegt sei. Er nahm sich vor, es später noch mal zu versuchen.

Das Sitzungszimmer hatte einen Panoramablick über den Hafen von Sydney. Die sechs Männer saßen um einen langen, ovalen Tisch aus australischer Rotzeder. An jedem Platz standen ein Glas Wasser und eine Kaffeetasse aus feinem Porzellan, daneben lagen ein Schreibblock und ein frisch gespitzter Bleistift. Kleine Schälchen mit Smarties waren in der Mitte des Tisches plaziert. Diese Konfektschalen waren eine kleine Extravaganz des Geschäftsführers.

Während die Männer Platz nahmen und eine lockere Unterhaltung begannen, trug die persönliche Assistentin des Geschäftsführers ein Silbertablett mit Kaffeekanne, Milchkännchen und Zuckerdose herein. Sie stellte es vorsichtig auf den Tisch, zog sich zurück und schloss leise die Tür hinter sich. Gleich darauf betrat Stewart Johns, der Geschäftsführer, mit energischen Schritten den Raum. »Morgen, die Herren«, sagte er aufgeräumt. »Herrlicher Tag zum Segeln.« Johns hatte immer Vorschläge, wie man den Tag besser verbringen konnte als in einer Konferenz. Das war seine Art, Witze zu machen. Er öffnete eine Mappe, setzte die Brille auf und begann nach einem sanft lächelnden Blick in die Runde, zu sprechen.

»Also, es gibt gute und schlechte Nachrichten. Die gute Nachricht: Wir sind aufgefordert worden, einen Vorschlag zur Sanierung einer in Schwierigkeiten steckenden Bauxitmine in Südamerika einzureichen. Die Mine gehört dem Staat und soll privatisiert werden. Wir müssen eine detaillierte Studie über die Aussichten für eine öffentliche Ausschreibung erarbeiten. Dazu brauchen wir ein Team vor Ort, das die endgültige Bewertung vornimmt und unsere Präsentation vorlegt. Ich bin kurz dort gewesen und habe Unterlagen über Finanzen und Produktion zur Analyse mitgebracht. Ich denke, die Mine ist es wert, dass wir unsere Zeit investieren.«

Er unterbrach sich und schaute sich wieder am Tisch um.

Kevin Blanchard, der leitende Ingenieur, nahm das eingangs hingeworfene Stichwort auf: »Und wie lautet die schlechte Nachricht?«

Stewart Johns grinste. »Die Mine liegt in Guyana.«

Kevin zuckte die Schultern. »Na und? Hört sich für mich okay an.«

»Ja, aber dein letzter Einsatz war auch in Somalia«, witzelte Matthew, was alle zum Lächeln brachte.

Die Führungskräfte von AusGeo waren mit Minen in der ganzen Welt vertraut, und es war wohlbekannt, dass Guyana einer der Hauptlieferanten für erstklassigen Bauxit gewesen war, den man zur Herstellung von Aluminium brauchte.

»Ein ziemlich rückständiges Land, oder?«, meinte Matthew.

»Ja, ein fast hoffnungsloser Fall. Eine echte Bananenrepublik. Liegt an der Küste von Südamerika zwischen Venezuela und Brasilien. Früher hieß es Britisch Guiana, und davor war es eine holländische Kolonie. Eine Zeitlang war es im Besitz der Franzosen. Hatte eine blühende Zuckerrohrindustrie, die inzwischen vollkommen brachliegt. Außerdem war es Schauplatz der Selbstmorde von Jonestown.«

Kevin Blanchard mischte sich ein. »Stimmt, die Sache mit dieser Sekte, People's Temple, in den späten siebziger Jahren, oder? Reverend Jim Jones und seine große Kommune, und dann haben sie diesen amerikanischen Politiker erschossen, und danach haben alle vergiftete Limonade getrunken.«

»Nicht gerade die beste Reklame für ein Land. Und wie sieht es da jetzt aus?«, fragte Matthew, als sich Stewart Johns zurücklehnte und die Reaktion der Männer am Tisch beobachtete.

»Hat sich nach meinen oberflächlichen Erkundigungen nicht sonderlich verändert. Die Mine ist in den letzten zwanzig Jahren, nachdem sie verstaatlicht wurde, durch politische

Einflussnahme und Missmanagement den Bach runtergegangen. Die gesamte Wirtschaft ist seit Jahren ein einziges Chaos. Die Regierung hat versucht, die Mine an diverse Aluminiumkonzerne loszuschlagen, aber jeder, der sie genauer unter die Lupe nahm, hat die Beine in die Hand genommen und sich verdrückt. Die ganze Sache ist viel zu lange verschludert worden. Das trifft übrigens genauso auf verschiedene andere Minen in Guyana zu. Die gesamte Anlage und die Maschinen sind in einem hoffnungslosen Zustand, es fehlt an Geld, irgendwas zu reparieren oder zu ersetzen, Moral und Arbeitsinsatz sind auf dem Tiefpunkt. Förderung, Auslieferung und technische Kapazität haben sich in einem solchen Maße verringert, dass der gesamte Marktanteil verlorengegangen ist. Das Ganze ist also ein gewaltiger Klotz am Bein.«

»Gibt es denn überhaupt noch Hoffnung?«, fragte sich Kevin laut.

»Nun ja, seit dem Ende des sozialistischen Regimes Mitte der achtziger Jahre hat Guyana versucht, sich der kapitalistischen Welt und der freien Marktwirtschaft anzuschließen«, erklärte Johns. »Jetzt hat sich die neue Regierung auf die Zusammenarbeit mit der Internationalen Finanzorganisation eingelassen und will einen Unternehmensberater anheuern, der die Mine auf Vordermann bringen soll, damit sie für einen Verkauf attraktiver wird.«

»Ist das denn überhaupt möglich?«, fragte Matthew. »Sie malen da ein ziemlich düsteres Bild.«

»Das sollen Sie und Kevin herausfinden. Wenn wir den Job übernehmen, werden wir Sie alle brauchen, um die Daten zu analysieren, die wir Ihnen täglich übermitteln werden«, sagte Johns. Die Männer um den Tisch nickten. Das war die Art von Arbeit, die sie am besten beherrschten, und ihnen gefiel die Herausforderung.

»Wie viel Zeit haben wir, um unsere Vorschläge einzureichen?«, fragte Kevin.

»Überhaupt keine. Je schneller wir unser Angebot unterbreiten, desto eher werden wir den Zuschlag bekommen, denn ich habe gehört, dass die anderen Anbieter nicht sonderlich begeistert sind. Ich habe bereits mit dem zuständigen Minister gesprochen, und er betrachtet uns als äußerst empfehlenswert. Die Tatsache, dass wir dem Konzept positiv gegenüberstehen, spricht meinem Eindruck nach offensichtlich für uns. Ich habe ausführliche Unterlagen zusammenstellen lassen, um Ihnen einen Informationshintergrund über das Land und das Projekt zu geben.«

Stewart Johns deutete auf einen Stapel spiralgebundener Unterlagen zum Verteilen. »Darin sind die Anforderungen und Probleme aufgeführt, die uns bevorstehen. Alle Vorschläge – und ich erwarte sie in schriftlicher Form – sind höchst willkommen. Wir treffen uns am Montag wieder. Genießen Sie Ihr Lesewochenende.«

Typisch für Johns, mit so was am Freitag zu kommen, dachte Matthew, während er die Unterlagen durchblätterte. Allen Ernstes hatte er die unverhohlene Erwartung, dass alle ihre Wochenendpläne aufgaben, um den gesetzten Termin einzuhalten.

Am späten Samstagmorgen hatte Matthew sich mit den Unterlagen vertraut gemacht. Er war kurz in der Manly-Bibliothek gewesen, nur um zu erfahren, dass es in Australien keine aktuellen Bücher über Guyana gab. Dann hatte er sich die Samstagsausgaben des *Sydney Morning Herald* und des *Australian* gekauft und war zu *Le Kiosk* am Shelly Beach gefahren, wo er sich mit seiner Schwester zum Lunch treffen wollte.

Bei einem Cappuccino blätterte er die Zeitungen durch,

nur gelegentlich abgelenkt durch die Umgebung und das Leben um ihn herum. Ein kleiner Bus mit japanischen Touristen traf ein. Gemeinsam stapften sie zum Wasser hinunter und begannen, sich gegenseitig zu fotografieren, mit dem sonnenüberfluteten Manly Beach im Hintergrund. Zu ihrer Überraschung kamen plötzlich zwei Taucher aus dem Wasser und wateten, nachdem sie ihre Schwimmflossen abgenommen hatten, an Land. Sie waren mit Harpunen bewaffnet und hatten einige große Schwarzfische erlegt. Ein Fotomotiv, das sich keiner der Touristen entgehen ließ. Matthew lachte leise in sich hinein. Für ihn war das so gewöhnlich, so alltäglich. Er betrachtete es als selbstverständlich, und genauso empfanden es zweifellos auch die am Strand und um die Grillplätze im angrenzenden Park verstreuten Familien. Ein glückliches Land, dachte er, an diesem Strand zeigte es sein perfektes Image.

Eine Gruppe offensichtlich gut verdienender und modisch gekleideter junger Leute kam herein und schob lärmend Tische zum Lunch zusammen. Matthew sah auf die Uhr. Madi kam mal wieder zu spät.

Er hatte sich in den Wirtschaftsteil des *Australian* vertieft, als ein Schatten über die Seite fiel. »Hallo, Matt. Was macht die Börse? Sind die AusGeo-Aktien gestiegen? Gab's diese Woche aufsehenerregende Gold-, Öl- und Diamantenfunde?«

Matthew sah zu seiner Schwester Madison auf. Sie tauschten ein Grinsen, und er dachte wie immer, was für ein gutaussehendes Mädchen sie war. In den letzten Jahren waren sie sich sehr nahegekommen.

»Hallo, Madi. Kann dir keine Tipps geben, das wären Insidergeschäfte.«

Er küsste sie auf die Wange, und sie küsste ihn zurück.

»Schön, dich zu sehen, Bruderherz.« Sie lächelte und merkte, wie froh sie war, ihren großen Bruder zu sehen.

Matthew betrachtete sie, während sie sich setzte, die Sonnenbrille abnahm und ihre Schultertasche auf den freien Stuhl neben sich legte. »Na ... und wie geht's dir?«

Sie verzog die Nase und spielte mit dem dicken blonden Zopf, der ihr über die Schulter fiel. Ihre großen braunen, goldgefleckten Augen umwölkten sich.

»So lala. Ich fühle mich zappelig, ruhelos. Die Scheidung wird in drei Monaten rechtskräftig. Dann bin ich auf mich selbst gestellt. Zumindest psychisch. Einerseits denke ich, dass ich diesen Tag feiern sollte. Aber genauso gut ist es möglich, dass ich gar nicht merke, wenn es so weit ist. Vielleicht könnten wir ja mit ein paar deiner tollen Kumpel zum Essen gehen.«

Matthew grinste seine Schwester an, die mit ihren siebenundzwanzig Jahren immer noch wie ein Schulmädchen aussah. Sie war mittelgroß und ungewöhnlich schlank für die Kraft, die sie besaß. Sie konnte fast genauso schwer heben wie er. Als sie ihre Möbel in die neue Wohnung transportiert hatten, war er erstaunt gewesen, wie stark sie war. Aber jetzt kam sie ihm irgendwie kleiner und schwächer vor. Und sie war so blass.

Obwohl sie zwei Jahre jünger war als er, hatte er das Gefühl, dass sie sehr viel mehr durchgemacht hatte.

»Madi, du bist schon seit sechs Jahren ›auf dich selbst gestellt‹. Seit du dich Hals über Kopf in diese miese Ehe gestürzt hast. Ich kann nur sagen, Gott sei Dank habt ihr keine Kinder. Geoffrey ist ein Versager, ein Zauderer und nicht gut für dich. Lass uns das nicht alles wieder aufwärmen. Du weißt, dass ich ihn nie leiden konnte. Ich war froh, dass ich damals so viel im Ausland war. Gut, dass du es hinter dir hast. Warum wech-



selbst du nicht die Stelle? Du könntest um Versetzung bitten, dich in einem anderen Hotel der Kette unterbringen lassen. Am besten im Ausland. Würde dir nur guttun.«

Die Kellnerin kam mit zwei Gläsern Wasser und der Speisekarte. Madison bestellte einen Milchkaffee und sah in die Speisekarte, legte sie gleich wieder weg und griff nach dem Wasserglas.

»Ich nehme den warmen Tintenfischsalat. Kann ich nur empfehlen. Mit Knoblauchbrot«, sagte Matthew.

»Klingt gut.«

Matthew hatte das Gefühl, sie hätte zugestimmt, selbst wenn er gekochte Pappe vorgeschlagen hätte. Er lächelte sie ermutigend an. »Was bedrückt dich wirklich?«

»Ich bin mir nicht sicher. Na ja, schätze, ich weiß es doch ... Geoff natürlich. Ich bin froh, dass es vorbei ist, aber ich komme mir vor, als hätte man meine Haut mit Sandpapier abgerieben. Ich fühle mich völlig entblößt und sehr verwundbar. Vieles kommt wieder hoch, und ich wundere mich, warum ich die Zeichen nicht früher erkannt habe. Ich dachte, wir wären wirklich glücklich zusammen, und sah nicht, was vor sich ging, was er mir antat ...«, ihre Stimme zitterte, »... was ich mir selbst antat.«

»Madi, du hast überhaupt nichts getan. Vielleicht warst du zu nett, zu sanft. Ich konnte nie verstehen, wieso du dir das alles hast gefallen lassen. Diese Spitzen, die er ständig gegen dich losließ, so oft, dass ich ihn am liebsten zusammenschlagen hätte. Du warst immer so kleinlaut, dass mir ganz schlecht wurde.«

Er beugte sich vor und sagte mit ernster Stimme: »Wo ist meine Schwester? Wo ist der Mensch, zu dem ich stets aufgeblickt habe, der mein ganzes Leben lang auf mich aufgepasst

hat und den in meinen Augen nichts erschüttern konnte? Wo ist das lustige, draufgängerische, schwungvolle Mädchen, von dem ich dachte, dass es die Welt erobern wird?»

Madisons Lippen zitterten, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Ich weiß nicht, Matt. Ich wünschte, ich wüsste es. Ich hab das alles einfach verloren. Mein Selbstvertrauen, meine Selbstachtung, er hat darauf herumgetrampelt ... Er hat mir so oft gesagt, ich sei unfähig, nichtswürdig, würde es nie zu etwas bringen ...«

»Er hat nur versucht, sich stark und unbezwinglich zu fühlen, indem er dich erniedrigte. Madi, du hast einen guten Job, eine verantwortungsvolle Stellung ... und das seit Jahren.«

Sie unterbrachen das Gespräch, als die Kellnerin Madis Kaffee vor sie hinstellte und Matthew die Essensbestellung aufgab.

»Du hast recht«, gab Madison zu. »Mein Job im Hotel war mein Rettungsanker. Marketing und Werbung können ganz schön harte Arbeit sein. Aber ohne das wäre ich verrückt geworden.«

Genau wie ihr Bruder war sie eigentlich ein Erfolgstyp. Mit einem Abschluss in Betriebswirtschaft und Marketing von der Universität Sydney war sie ins Hotelgewerbe gegangen, hatte in einem neuen internationalen Hotel ganz unten angefangen und rasch eine natürliche Begabung für Verkaufsförderung und Werbung gezeigt. Sie hatte neue, zugkräftige Ideen, und ihr Tätigkeitsfeld hatte sich ausgeweitet, als man immer öfter ihre Meinung zu verschiedenen Aspekten der Werbung für das Hotel und seine Serviceleistungen wie auch zum Image der Hotelkette einholte.

Sie war eine angesehene Führungskraft und kleidete sich entsprechend – zum Teil in Kostüme mit kurzen Röcken, zum Teil in gut geschnittene Hosenanzüge. Heute sah sie

ganz anders aus, trug einen kurzen weißen Rock und ein blau-weiß gestreiftes, ärmelloses T-Shirt.

Matthew legte seine Hand auf die ihre. »Das Hotel muss dich doch schätzen, und es gehört zu einer internationalen Kette. Geh zum Direktor und bitte ihn um eine Versetzung aus persönlichen Gründen. Wissen die von deiner Scheidung?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe stets darauf geachtet, dass meine Arbeit nicht darunter leidet. Es war ja nicht so, dass er mich verprügelt hat. Ich hatte das Gefühl, ich würde ein Versagen eingestehen, das mich in ihren Augen herabsetzen würde.«

»O Madi, ich wünschte, du wärst in dieser Zeit offener gewesen. Ich glaube nicht, dass ich wirklich eine Ahnung davon hatte, wie schwer es für dich war. Er hat dich emotional ganz schön verprügelt.«

»Mag sein, aber jetzt ist es vorbei. Und du warst mir, bist mir immer noch, eine so große Hilfe.« Ihr Gesicht erhellte sich, und ihr Lächeln wurde entspannter.

»Du wirst also tun, was ich dir vorgeschlagen habe?«

»Ich überleg's mir. Das wäre ein ziemlich großer Schritt. Um die Wahrheit zu sagen, am liebsten würde ich Urlaub machen ... weitab von den großen Hotels. Die erinnern mich zu sehr an meine Arbeit.«

»Willst du hören, was es bei mir Neues gibt?« Er nahm einen Schluck von seinem Kaffee.

»Eine neue Freundin?«

»Nee. Ich gehe wieder ins Ausland.«

»O Matt!« Madi konnte ihre Enttäuschung nicht verhehlen. Sie war so abhängig geworden von Matthews brüderlicher Unterstützung und auch von seiner Gesellschaft. »Ich bin am Boden zerstört. Wann? Wohin?«

»Guyana.« Er lachte über ihren verwirrten Gesichtsausdruck. »Lehn dich zurück und lass dir von mir was über das Land erzählen. Ich bin zum Experten geworden – seit gestern. Junge, das ist vielleicht eine Geschichte!«

»Fang damit an, wo es liegt.«

»Südamerika, aber die Bevölkerung ist eher karibisch-westindisch. Es gibt eine Menge afrikanische Einflüsse durch die Sklaven, die zur Arbeit auf den Zuckerrohrplantagen dorthin gebracht wurden. Das Land war im Besitz der Holländer, der Engländer, der Franzosen, dann hat England es zurückgefordert, und es wurde zu Britisch Guiana und ist jetzt Guyana. 1966 wurde es eine unabhängige Republik. Die Hauptstadt heißt Georgetown, hat ungefähr achthunderttausend Einwohner, aber es gibt sechs verschiedene ethnische Gruppen, und sie alle trinken Rum.«

»Aus dem Zuckerrohr ... was gibt es da sonst noch?«

»Nicht viel, so wie es aussieht. Der Urwald im Inneren muss atemberaubend sein, aber das Land ist nie entwickelt worden. Es hat dreißig Jahre lang unter der Herrschaft von Forbes Burnham, dem sozialistischen Premierminister und späteren Präsidenten, vor sich hin gedämmert. Er hat seine eigene Partei gegründet und sich westlichen Regierungen angebidert, die befürchteten, Guyana könne kommunistisch werden und sich zu einem kubanischen Satellitenstaat wandeln. Also bekam er amerikanische Unterstützung, hat prompt die Wahlen manipuliert, ist Diktator geworden und hat das Land in den finanziellen Ruin getrieben und in Verruf gebracht. Er starb 1985 – und glaub mir, das allein ist schon eine sagenhafte Geschichte. Bis heute hat sich Guyana unter der neuen demokratischen Regierung nicht davon erholt, trotz allen guten Willens. Korruption ist allgegenwärtig, und es ist kein Geld vorhanden, um die Ge-

nesung voranzutreiben. Es wird ein langwieriger Prozess werden.«

»Und was ist das für eine sagenhafte Geschichte über den Tod des armen alten Diktators?«

»Der Bericht, den wir bekommen haben, liest sich halb wie eine Farce, halb wie ein Thriller.«

»Erzähl schon.«

»Forbes Burnham ging ins Krankenhaus von Georgetown, um sich am Kehlkopf operieren zu lassen, weil er damit Probleme hatte und auf einer riesigen Kundgebung zur Befreiung der afrikanischen Sklaven sprechen sollte – er war selbst afrikanischer Herkunft. Also ließ er Spezialisten aus Kuba einfliegen, weil er sich weigerte, den örtlichen Ärzten zu vertrauen. Offenbar hielt er sich für unverletzlich, lehnte sämtliche voroperativen Untersuchungen ab und kam am Morgen der Operation ins Krankenhaus gerauscht. Die kubanischen Ärzte hatten keine Ahnung, dass er 1977 einen Herzanfall erlitten hatte, und direkt nach der Operation kam es zu einem Herzstillstand. Was dann passierte, ist zu einer guyanischen Legende geworden. Die Ärzte rannten zum Schrank, um das Wiederbelebungsgerät herauszuholen. Der Schrank war abgeschlossen. Niemand wusste, wer den Schlüssel hatte, also brachen sie den Schrank auf, nur um zu entdecken, dass das Gerät geklaut worden war. Burnham starb an Herzversagen, als Opfer der chaotischen Zustände, die er selbst verursacht hatte. Die Ärzte wurden eilig außer Landes geschafft, um eine Untersuchung der Vorfälle zu vermeiden. Und in der offiziellen Verlautbarung über den Tod des Präsidenten wurden alle Feste und Feiern verboten.«

»Du meinst, die Leute waren froh darüber?«

»Wohl eher erleichtert, weil sie die Nase voll hatten. Angeblich sollen guyanische Emigranten, als die Nachricht per

Lautsprecher in einem Einkaufszentrum von Miami übertragen wurde, zu tanzen und zu jubeln angefangen haben. Wie auch immer, Burnham wurde mit großem Pomp und Zeremoniell beerdigt. Dann beschlossen seine Anhänger, die Leiche zu exhumieren, einzubalsamieren und in einem Mausoleum im Botanischen Garten aufzubahren wie Lenin in Moskau, damit spätere Generationen ihn dort bewundern könnten.« Matthew machte eine Pause, als die Kellnerin mit ihrem Essen kam.

»Als Erstes planten sie, den Leichnam auf einer offenen Lafette durch die Stadt zu fahren – vergiss nicht, der Ort liegt nicht weit vom Äquator. Und in der Leichenhalle fiel der Strom aus. Also zog die Beerdigungsprozession in der Kühle des Nachmittags los, vorbei an riesigen Menschenmengen. Dann wurde die Leiche eilends zurück in die Leichenhalle gebracht, wo die Kühlkammern inzwischen wieder funktionierten.«

Matthew schaute zu Madi, die mit einem Ausdruck des Unglaubens und der Belustigung im Gesicht die Gabel mit dem Essen in der Luft hielt. »Erzähl weiter.«

»Danach dauerte es zehn Tage, die Leiche aus Guyana herzubringen und zur Einbalsamierung nach Russland zu fliegen. Ein bürokratischer Alptraum. Sie wurde zuerst nach Kuba geflogen, wo der Sarg von den Beamten in Havanna offenbar mit wenig Respekt vor dem ehemaligen hohen Regierungsamt des Toten behandelt wurde. Also taucht der verstorbene Präsident erst drei Wochen nach seinem Ableben in Moskau auf. Inzwischen wird in Guyana in aller Eile der Bau eines großartigen Mausoleums im Botanischen Garten geplant, für zwei Millionen Dollar zu Lasten der öffentlichen Hand. Die Kosten für eine Klimaanlage oder einen Notstromgenerator zur Kühlung der Kammer, in der der Leich-

nam aufgebahrt werden sollte, waren allerdings durch das Budget nicht abgedeckt. Andere Faktoren wie die Bewachung und Wartung der elektrischen Anlage wurden ebenfalls übersehen. Derweilen spaltete sich Burnhams Partei in eine ideologische Fraktion auf der einen Seite und eine pragmatische Fraktion mit einem Sinn für die neue Ordnung auf der anderen. Was dazu führte, dass Ende 1986, mehr als zwölf Monate nach seinem Tod, die sterblichen Überreste von Forbes Burnham in einer bescheidenen Zeremonie auf dem ehemals für das Mausoleum vorgesehenen Platz neben den Sieben Teichen im Botanischen Garten bestattet wurde, wo er nun anscheinend – und endgültig – ruht.«

Madi schüttelte leicht verwirrt den Kopf, während sie in ihrem Salat herumstocherte. »Warum um alles in der Welt will deine Firma ausgerechnet dorthin?«

»Aufgrund einer Initiative der Internationalen Finanzorganisation. Ein Vertreter der IFO – übrigens ein Australier – ist bereits dort. Offenbar hat er entschieden, dass diese Bauxitmine namens Guymenco eine Sanierung wert ist. Jetzt nimmt er Angebote von Unternehmensberatern entgegen, und damit kommen wir ins Spiel. Stewart Johns, unser Geschäftsführer, meint, es wäre genau das Richtige für uns.«

»Und du freust dich auf diesen Auftrag?«

»Ja, du kennst mich doch, ich reise wahnsinnig gern. Im Gegensatz zu den meisten anderen Menschen bekomme ich so die Gelegenheit, längere Zeit in einem fremden Land zu verbringen, Land und Leute kennenzulernen. Anscheinend ist es das, was Johns den Mund wässrig gemacht hat. Er war schon drüben, hat sich alles angesehen, bevor wir entscheiden haben, ob wir ein Angebot unterbreiten. Nach der Sitzung hat er mir erzählt, dass eine Art Zauber über der Gegend liegt. Und vor allem über den Menschen. Trotz aller

Probleme meint er, dass wir den Aufenthalt dort genießen werden. Eine stimulierende Herausforderung hat er es genannt. Außerdem hat er gesagt, ich soll im Antrag für das Visum unbedingt nein ankreuzen bei der Frage: »Haben Sie vor zu predigen?«

»Wieso das denn?«

»Erinnerst du dich an den schrecklichen Vorfall mit Reverend Jim Jones aus San Francisco und seinen neunhundert Anhängern, die nach der Ermordung eines amerikanischen Kongressabgeordneten Massenselbstmord begangen haben?«

Madison hob die Augenbrauen. »O ja, stimmt. Prediger nicht willkommen, was?«

»Sieht so aus. Man hat nie herausbekommen, welchen Deal er mit Burnham abgeschlossen hat, um Jonestown errichten zu können. Es hat nie eine Untersuchung stattgefunden, und keiner weiß, was mit all dem Geld und den Wertsachen passiert ist, die angeblich im People's Temple aufbewahrt wurden.«

»Ich frage mich, was davon wohl noch übrig ist.«

»Seit 1978 ... nicht viel, schätze ich. Außerdem lag der Tempel irgendwo am Ende der Welt, nahe der venezolanischen Grenze, sagt Johns.«

»Klingt auf jeden Fall außergewöhnlich. Wie rauh sind die Lebensbedingungen?«

»Schwer zu sagen. Ich werde viel Zeit in der Mine verbringen, die ein ganzes Stück außerhalb der Stadt liegt. Aber meine Ausgangsbasis habe ich in der Stadt. Ich muss Verbindung mit Regierungsbeamten und so weiter aufnehmen. Vermutlich werde ich mir mit Kevin Blanchard, unserem Ingenieur, ein Haus teilen. Johns bleibt in der Mine. Georgetown ist nicht allzu sicher, gewiss kein touristisches Reiseziel wie die meisten anderen Orte in der Karibik. Und sozusagen vor der



Hintertür liegen Brasilien und der Amazonas. Weißt du, wer dort war?«

Madison schüttelte den Kopf.

»Sir Walter Raleigh. Er hat dort nach der sagenhaften Goldenen Stadt gesucht, dem verlorenen El Dorado.«

»Du machst Witze!«

»Ich werde sehen, ob ich das Buch auftreiben kann, und es lesen. Er hat über seine Expedition geschrieben und berichtet, wie er durch eine Geschichte über einen ›goldenen Mann‹ dazu verlockt wurde.«

»Wer war das denn?«

»Ein König aus alten Zeiten, dessen Frau und Tochter sich in einem See ertränkten, weil er sie misshandelt hatte. Um die Götter zu versöhnen und Frau und Tochter zurückzuholen, bemalte der König sich mit Goldstaub und warf Gold in die Mitte des Sees. So entstand die Legende von El Dorado, der Goldenen Stadt. Raleigh fand weder den See noch das Gold, aber er beschrieb in glühenden Worten das, was heute Guyana ist. Wer weiß ... ist doch eine hübsche Vorstellung, sich auszumalen, dass es da irgendwo im Regenwald immer noch eine verborgene Stadt aus Gold gibt.«

»Ich seh dich schon als Wochenendgoldgräber ... Wahrheit oder Mythos, es ist trotzdem eine gute Geschichte«, lachte Madison. Über Matthews begeisterter Schilderung seiner neuen Herausforderung hatte sie ihre eigenen Sorgen vergessen.

»Nun ja, wir wissen, dass es dort Gold gibt. Und Diamanten. Wahrscheinlich alle Arten von Bodenschätzen. Aber da der größte Teil des Landes von Regenwald bedeckt ist, kommt man nur schwer an sie ran.«

»Warum lässt man sie dann nicht, wo sie sind?«

»Das Land ist arm, und wenn es reiche Bodenschätze be-

sitzt, sollten sie nutzbar gemacht werden ... natürlich auf verantwortungsvolle Weise«, fügte er hastig hinzu, denn er war sich der Sympathie seiner Schwester für »grüne« Politik bewusst. »Lass uns nicht mit philosophischen Umweltdiskussionen anfangen.«

»Ich weiß, dass die Bergbauindustrie dein Leben ist, aber ich dachte immer, du hättest auch eine sensible Seite und wärst nicht damit einverstanden, was manche Firmen machen.«

»Manche Firmen, liebe Schwester. Die Zeiten ändern sich«, meinte er mit einem Lächeln. »Die meisten Minenbetreiber lernen inzwischen, gute, verantwortungsbewusste Bürger zu sein und der Umwelt keinen Schaden zuzufügen.« Wie zu seiner Verteidigung warf er die Hände hoch. »Ich weiß ... du denkst, dass vieles davon bloße Fassade ist und dass am Ende der allmächtige Dollar regiert. Und bitte, komm mir nicht wieder mit dem Ok-Tedi-Argument ... nicht heute, dafür ist der Tag zu schön.«

»Also, mir kommt es so vor, als würde sich dieses Guyana nicht allzu sehr von Papua-Neuguinea unterscheiden«, erwiderte Madison, die entsetzt gewesen war, als die Berichte über die Verschmutzung des Fly River durch die Abwässer der Gold- und Kupferminen von Ok Tedi im abgelegenen Hochland Schlagzeilen machten.

»Na, und du arbeitest in der Tourismusbranche. Große Hotels und Golfplätze mitten in die unberührte Natur zu setzen ist auch nicht gerade umweltbewusst«, schoss ihr Bruder zurück.

»Okay.« Madison wedelte mit der Hand. »Lass uns Waffenstillstand schließen und uns nicht dieses gute Essen verderben.«

»Einverstanden. Und was hältst du von dieser tollen Idee?

Du bist doch immer gern gereist. Warum lässt du nicht einfach den ganzen Scheidungsschlamassel hinter dir und kommst rüber nach Guyana, um bei mir Urlaub zu machen ... eine Art Reinigungsritual am Beginn deines neuen Lebens?« Er lehnte sich zurück und verschränkte, begeistert von seiner Idee, die Arme.

Sie betrachtete ihn mit dem abweisenden Blick, den sie seit ihrer Kindheit benutzt hatte, wenn er mit Vorschlägen kam, die er brillant fand und sie unmöglich. »So verzweifelt bin ich noch nicht, Bruderherz.«